

KULTURFORUM STADT BERLIN

DER SOZIALDEMOKRATIE

c/o Winfried Sühlo, Bleibtreustraße 8, 10623 Berlin, Telefon 030 – 883 79 14, Fax 030 – 88 55 11 54, post@kultur-in-berlin.com

Ingeborg Junge-Reyer, Stadtentwicklungssenatorin: *Stadtentwicklung und Kultur* (Rede am 18. Januar 2006)

Der hier vorliegende Text war Grundlage für eine frei gehaltene Rede von Stadtentwicklungssenatorin Ingeborg Junge-Reyer am 18. Januar 2006 beim "Kulturforum Stadt Berlin der Sozialdemokratie".

Stadt ist schon lange nicht mehr die Ausnahme, sondern der Normalfall der Lebenssituation einer Mehrheit der Menschheit. Gegenwärtig leben weltweit etwa die Hälfte aller Menschen in Städten oder stadtähnlichen Milieus. Während die Städte zu Metropolregionen zusammenwachsen, werden wir gleichzeitig immer mehr bestimmt von der Möglichkeit und Selbstverständlichkeit zur Mobilität und von der schnellen elektronischen Kommunikation. Wenn überall potenziell Stadt ist, wird ein Wohnungs- oder Standortwechsel die natürlichste Sache der Welt. Gleichwohl suchen wir ständig nach Orten als Ankerplatz, als Orientierungspunkte für ein Leben in flüchtigen Verhältnissen. Je mehr Kommunikationsmöglichkeiten wir nutzen können, je mehr es uns möglich und notwendig gemacht wird, fremde Städte und Orte auf zu suchen, umso „gleicher“ wird das, was wir dort sehen und erleben - ob es die gleichen globalen Unternehmensketten sind, deren Signets wir sehen, die gleichen Produkte, die wir überall einkaufen können oder die sich immer ähnlicher werdenden Stadtbilder. Es scheint eine Strategie der Städte, sich im „Gleichen“ zu reproduzieren. Und so erleben wir gegenwärtig einen kuriosen Wettstreit der Beliebtheit auch auf dem Feld der Kultur. Städte möchten heute immer „Kultur- und Wissenschaftsmetropolen“ sein. Festivalkultur, Wettstreit spektakulärer Museumsarchitektur, Großevents – dies sind inzwischen ständig sich wiederholende Klimmzüge, mit denen die Städte in der Konkurrenz versuchen, sich voneinander abzusetzen. Und wir müssen uns eingestehen: In dieser Konkurrenz um Spitzenplätze mit zu mischen ist notwendig – und doch ist es zu wenig. Es reicht nicht aus, im Kampf um das Gleiche mithalten zu können und von dem was alle bieten, noch mehr zu haben. Gerade in einer Zeit, in der die globale Integration alles andere zu überdecken scheint, geht es vor allem auch um die Unverwechselbarkeit des Ortes und um die Identifikation der Menschen mit ihrer städtischen Umwelt. Gleichwohl: Eine lebendige Kulturlandschaft ist vor dem Hintergrund des Strukturwandels der Ökonomie großer Städte natürlich auch in ihrer Bedeutung für den Standort, für Arbeitsplätze, für das Bruttosozialprodukt zu gewichten. Und wenn ich mir an dieser Stelle eine aktuelle Bemerkung erlauben darf: Aus diesem Grund ist es auch nicht gleichgültig, ob am Kurfürstendamm ein Theater spielt, oder ein Supermarkt entsteht.

Wenn wir die Stadt als Ort des Besonderen und des Kulturellen thematisieren, dann rekurrieren wir auf die „europäische Stadt“. Die europäische Stadt, eine der großen kulturellen Entwicklungen des Abendlandes, erlebt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einen ständigen Wechsel von Aufschwung und Krise: Zunächst war es die Industrialisierung, die Massen von Menschen in die Städte zog. Ganze Stadtteile wurden Anhängsel großer Industriekomplexe. Dem rapiden Wachstum der Städte in der Zeit der Industrialisierung mit seinen für die Menschen prekären Konsequenzen folgte eine Periode des Kampfes um Reformen für menschenwürdige Wohnverhältnisse und bessere Lebensbe-

dingungen für die Masse der Bevölkerung. Neben unzähligen, oft technizistisch geprägten Vorstellungen von einer ‚Stadt der Zukunft‘, deren Bild wohl für alle Zeit von Fritz Langs Film „Metropolis“ aus dem Jahr 1928 geprägt wird, bildeten sich Initiativen für eine Reformstrategie, von denen sich einige als Leitbild-Schmieden für das 20. Jahrhundert etablierten: Die Gartenstadt-Bewegung, der „Deutsche Werkbund“ und nicht zuletzt das „Bauhaus“ zeichneten sich dadurch aus, dass sie die Herrschaft der Mechanisierung nicht brechen, sondern, die Potenziale nutzend, eine humane Umwelt gestalten wollen. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges setzt wiederum eine neue Phase der Stadt-Entwicklung ein. Die Ökonomisierung der Innenstädte und der gleichzeitige Aufstieg des Auto-Verkehrs bringt für viele Stadtbewohner erstmals die Möglichkeit, an den grünen Stadtrand zu ziehen und sich den Unannehmlichkeiten der Stadt zu entziehen. Gleichzeitig bestimmen neue Verwertungsbedingungen die Entwicklung der Innenstädte. Suburbanisierung und die zunehmende Verödung der Innenstädte nehmen ihren Anfang.

Ob Stadtlandschaft oder Suburbia, aufgelockert und durchgrünt, autogerecht oder komplex, die Stadtentwicklung war in der Vergangenheit stets Motor und Instrument einer Kultur der Technisierung, Rationalisierung und einer zunehmend differenzierten und individualisierten Gesellschaft. Auch die „offizielle“ städtische Kultur verstand sich als besonderer, inhaltlich wie räumlich „besonderer“ Gegenstand. Diese Besonderheit entsprach dem bürgerliche Kulturbegriff, der in den Zeiten der sozialen Umbrüche und Unsicherheiten eine „Entrückung“ versprach – eine ästhetische Barriere zur sozialen Realität. Wir wissen: Dieses entspricht nicht mehr der Welt, in der wir heute leben. Der Strukturwandel der Industriegesellschaft hat zunehmend dazu geführt, dass in der Technologie, der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Kunst und Unterhaltung, Fortschritt nicht mehr in der sauberen Trennung ihrer Teile begründet werden kann, sondern in ihrer Integration. Auch Stadtentwicklung versucht heute wieder, den Weg des Zusammenführens zu gehen, einen Weg, den wir versuchen durch eine gezielte Politik zu unterstützen. Und siehe da: Es vereinbart sich inzwischen wieder, was noch vor ein, zwei Generationen nur möglich in der räumlichen Trennung schien: Wohnen und Arbeiten, Arbeiten und Freizeit, Unterhaltung und Information, Bildung und Spaß, die leibliche Anwesenheit in einem Raum und die virtuelle Präsenz im Netz.

Doch der Kampf um die Reurbanisierung der europäischen Stadt ist indes noch keineswegs entschieden. Stadt verliert immer noch Arbeitsplätze, Verkaufsflächen, Einwohner und Steuerkraft. Die Antwort auf die Frage, welche Richtung der Stadtentwicklung sich zukünftig wirklich durchsetzen wird, kann nicht eindeutig sein – dafür ist das Bild von Stadtentwicklung heute zu widersprüchlich. Doch was gesagt werden kann, ist dass sich immer mehr Kräfte formieren, die einer weiteren Erosion der Städte entgegenstehen. Selbst das Beispiel der USA – nicht selten als Muster für die Auflösung städtischer Zusammenhänge zitiert - zeigt, dass hier nach dem vergleichsweise totalen Verlust der Stadt durch den Auszug nach Suburbia und dem darauf folgenden Niedergang von Downtown eine mächtige Bewegung zurück in die Stadt eingesetzt hat. Begleitet von der Diskussion des „New Urbanism“ hat sich in den USA eine Strategie entwickelt, die sehr nahe an den Attributen der traditionellen Europäischen Stadt ist. Stichworte: transit oriented development, pedestrian oriented development, school oriented development, mixed-use-development. Ein charakteristisches Element der fordistischen Moderne des 20. Jahrhunderts – das Shopping Center als Verkaufsmaschine – fällt zunehmend brach und bietet als „greyfield development“ nun die Chance, große Flächen im städtischen oder suburbanen Milieu zu reurbanisieren.

Die ‚Urbanisierung‘ der Stadtentwicklungsplanung hat heute bereits dazu geführt, dass sich Planung nicht mehr darin erschöpft, nur formal und bürokratisch Grenzen festzulegen – für Flächen, Nutzungen, Dichtewerte. Die Ordnung des Raumes wird immer mehr über die technisch-funktionale und soziale Aufgabe eine kulturelle Herausforderung.“ Die Frage ist, ob es wirklich gelingt, die Stadt nicht nur als ökonomische Maschinerie, sondern als Ort des Lebens, des Wohnens, des Arbeitens wieder zu gewinnen. Und es geht darum, in der Stadt die Begegnung mit dem Fremden und die Geborgenheit des vertrauten Ortes miteinander zu versöhnen. Dies wäre in meinen Augen, die Stadt als

einen Ort der Kultur zu begreifen. Dies möchte ich im Folgenden am Beispiel Berlins versuchen zu illustrieren.

Berlin gilt als eine Stadt, die sich ständig verändert, eine Stadt der politischen Brüche und deren Folgen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen. Da sind zuerst die Veränderungen, die durch die Zeugnisse der politischen und geistigen Epochen sichtbar geblieben sind. Selbst wer sich heute dieser Tradition einer permanenten Neuerfindung oder Selbstzerstörung mit aller Entschiedenheit entgegenstellt, wird zugeben müssen, dass die Physiognomie der Stadt auch von dieser historischen Diskontinuität auf faszinierende Weise gezeichnet ist und daraus einen Teil ihrer Unverwechselbarkeit bezieht: die märkische, die preußische, die Reichshauptstadt, die Stadt, wo der Naziterror organisiert, wo aber auch seine Niederlage besiegelt wurde; die geteilte Stadt, die Stadt der Luftbrücke und die „Hauptstadt der DDR“, das wiedervereinigte Berlin im Osten des vereinten Deutschland und die erste Stadt im Westen, wenn wir es aus dem Blickwinkel Osteuropas sehen. So ist die Geschichte der Stadt, also ihr kulturelles Erbe, eines der unverwechselbaren Merkmale Berlins, das die Menschen, die hierher kommen, in den Bann zieht. Die zweite Ebene der Veränderungen ist der ökonomische Strukturwandel. Jedenfalls hat der dramatische Umbruch in Berlin, das Verschwinden hunderttausender Arbeitsplätze im industriellen Bereich in den letzten 15 Jahren eine besondere Qualität erreicht. Heute spielt der tertiäre Sektor für die Wirtschaft der Stadt eine wichtigere Rolle als die Industrie. Berlin hat aufgeholt: Als Stadt der Dienstleistungen, der Medien und des Kommunikationssektors, aber auch der Kanzleien und Agenturen. In Berlin treffen sich nicht nur diejenigen, die Verantwortung in Politik und Wirtschaft tragen, sondern auch diejenigen, die Entscheidungen kommunizieren, die von den Entscheidern leben. Berliner Medien zählen heute wieder zu den Meinungsträgern der Republik.

Die Gesamtheit dieser Veränderungen bringt die Frage mit sich: Wie kann es gelingen, die Stadt zusammen zu halten? Berlin hat nach der Wende neu gelernt: Die Stadt schöpft ihre Kraft aus der Mitte heraus. Die attraktive Mitte, die innere Stadt, in der die Straßen, Plätze und Parkanlagen Orte der zwischenmenschlichen Begegnungen und Beziehungen sind, das hält die Stadt zusammen. Die europäische Stadt ist eine dichte Stadt. Die gut gemeinten Versuche der Nachkriegsplanungen, die alte Stadt mit Abstandsgrün, baulichen Solitären - und darüber hinaus mit breiten Straßenschneisen - zu beseitigen, sind gescheitert - auch wenn wir heute noch sehr schöne bauliche Beispiele aus dieser Zeit bewundern können wie das Hansaviertel im Westteil oder die Bebauung der ehemaligen Stalin-Allee im Ostteil Berlins.

In der zweiten Hälfte der 90er Jahre wurde mit dem „Planwerk Innenstadt“ das Konzept der urbanen Dichte erneut auf die Agenda gesetzt. Das Planwerk Innenstadt ist nicht - wie wir heute sehr gut feststellen können - der kreativen Eigensinnigkeit eines dafür zuständigen politischen Beamten geschuldet. Das Planwerk Innenstadt steht im Zusammenhang mit der internationalen Diskussion um Reurbanisierung und um Reintegration städtischer Funktionen. Es geht in diesem städtebaulichen Projekt zum einen um die Revitalisierung der Innenstadt. Dabei ist eines der wichtigsten Ziele, das Wohnen auch mitten in der Stadt attraktiv zu machen und den Menschen das lange Zeit vorherrschende Gefühl zu nehmen, wer in der Innenstadt leben muss, ist benachteiligt. In einer Welt, in der die Stadt zur vorherrschenden Lebensumwelt geworden ist, geht es vor allem um die innerstädtische Lebensqualität. Diese versuchen wir auf sehr unterschiedlichen Wegen zu ermöglichen und zu verbessern: Zum einen durch attraktiven Wohnen in der City, durch eine Nutzungsmischung quer durch alle Quartiere, durch die Reduzierung des motorisierten Individualverkehrs sowie durch eine Infrastruktur und durch zentrale Einkaufsmöglichkeiten.

Was macht die Stadt für die unterschiedlichsten Gruppen - für Touristen und Geschäftsreisende, Menschen auf Suche nach Arbeit und Lebenschancen, utopische Träumer wie für projektbesessene workaholics - so anziehend und unwiderstehlich? Es ist beinahe verrückt, aber es ist das, was über Jahrhunderte mit Himmel, weiten Horizonten, dörflicher Idylle und der Ferne von Stadt assoziiert wurde und doch immer schwer zu finden war: die „Freiheit“. Es ist die Freiheit, Stadt zu genießen, seinen individuellen

Neigungen nach zu gehen, so zu leben wie es einem passt, was heute die Menschen wieder in die Innenstädte zieht. Berlin ist eine Stadt, die gerade diese Freiheit gewährt, die Freiraum für individuelle Lebensstile anbietet, für unterschiedliche Kulturen und Ethnien. Niemandem wird in Berlin eine weltoffene, tolerante und liberale Gesinnung „verordnet“ und - weiß Gott - es gibt sie noch zur Genüge: die verunsicherten und verängstigten Kleinbürger, die sich ein totalitäres und bevormundendes Gemeinwesen herbeiwünschen, weil sie glauben, damit den sozialen Fragen ausweichen zu können. Doch beseelt ist Berlin heute wie schon in früheren Zeiten vor allem von der Lust am Außergewöhnlichen dem unbedingten Willen vor allem sich selbst treu zu sein und einer gewissen metropolitanen Hochnäsigkeit unter dem Motto „Berlin is doch keen Dorf“.

Die Ursprünge für die urbane Liberalität Berlin reichen weit zurück und wie dürfen nie übersehen, dass diese emanzipatorische Lebensauffassung gerade in Berlin brachial unterbrochen wurde und Berlin die Stadt war, von der der Holocaust ausging. Die geschichtlichen Brüche unserer Stadtgeschichte sind daher ein Teil dessen, was das Besondere und Unverwechselbare Berlins ausmacht. Daher hat Planwerk Innenstadt auch einen zweiten inhaltlichen Ansatz, nämlich das Gedächtnis der Stadt zu bewahren. Die „kritische Rekonstruktion“ des historischen Stadtgrundrisses ist der Versuch, die historisch gewachsenen urbanen Bezugssysteme wiederherzustellen. Der Kern dieses Gedankens ist, die Mitte der Stadt als die historische Mitte zu begreifen als ein Ort der Politik und der Kultur, der durch einen Jahrhunderte zurückreichenden wertvollen Bestand an Bauten geprägt ist. Unser wichtigstes Pfund und ein unverwechselbarer Ort ist dabei die Museumsinsel. Nur wenige moderne Großstädte in Europa haben ein derartiges Denkmalensemble von Weltrang mitten im Stadtzentrum, zumal es dank seiner hochkarätigen kulturellen Funktion und öffentlichen Nutzung höchste Attraktivität besitzt, auch als Touristenmagnet. Die Berliner Museumsinsel befindet sich nach sehr komplizierten und auch kontroversen Anfängen nach dem Mauerfall inzwischen auf einem sehr guten Weg. Mit der Grundsanierung und Restaurierung der Alten Nationalgalerie haben wir ein Beispiel dafür geliefert, wie Interessen der Denkmalpflege und der Museumsnutzung bestens miteinander vereint werden können. Ich bin überzeugt, dass die gelegentlich zu beobachtenden Reibungen zwischen Konservatoren auf der einen Seite und Museumsmanagern oder auch Architekten auf der anderen Seite neue Energie frei setzen im Ringen um die beste Lösung. Berlin darf sich glücklich schätzen, als eine Art Kompetenzzentrum in Sachen Denkmalkultur und Museumskultur über einen bundesweit beachteten, wenn nicht sogar einmaligen Expertenverband an Hochschulen, in Behörden und Kultureinrichtungen zu verfügen. Zu den kulturellen Ressourcen Berlins gehört an vorderster Stelle sein Denkmalerbe, zu den unvergleichlichen Vorzügen als Forschungs- und Ausbildungsstandort seine Kapazitäten auf dem Feld der Denkmalwissenschaften sowie der Konservierungs- bzw. Restaurierungstechnologien. Wie ich weiß, haben sich die Mitglieder des Kulturforums gerade vor kurzem an Ort und Stelle ein Bild von den Arbeiten auf der Museumsinsel gemacht und auch das Bodemuseum besucht, das 2006 wieder eröffnet wird. In diesem Zusammenhang freut es mich, dass nicht nur der Museumsbau selbst und seine legendäre preußische Ruhmeshalle wieder im alten Glanze erstrahlen werden. Vielmehr ist es gelungen, dass auf der Nordspitze der Museumsinsel auch die seit dem Zweiten Weltkrieg „amputierte“ Monbijoubücke wieder vervollständigt wird. Die Museumsinsel und die historische Stadtmitte erhalten damit einen wirkungsvollen point de vue im Stadt- und Wasserbild der Spree zurück und zugleich eine verbesserte Anbindung der Spreeinsel an die Spandauer Vorstadt.

Doch die Museumsinsel ist ja nur der heute sichtbarste Teil dessen, was den unmittelbaren städtischen Kern Berlins ausmacht. Die Antwort darauf, wie der Schlossplatz als die eigentliche Mitte wieder auferstehen kann war lange Zeit unbeantwortet und erfährt erst jetzt Stück für Stück ihre gedankliche – und in der Folge ihre materielle Gestalt. Hier wo Berlin eins gegründet wurde hat vor allem die jüngste Geschichte Fragen hinterlassen, deren widerspruchsfreie Beantwortung nicht möglich ist. Nach einer langen Debatte, die sich vor allem um die bauliche Gestalt beziehungsweise um die Frage bewegte, welcher Abschnitt der Geschichte an dieser Stelle abgebildet werden kann, wurde in einem sehr konstruktiven inhaltlichen Diskurs unter der Leitung von Hannes Swoboda die inhaltliche Bestimmung dieses Ortes in den Mittelpunkt gerückt und das „Humboldt-Forum“ zum

Kern der zukünftigen Gestaltung bestimmt. Es war schließlich der Deutsche Bundestag, der mit seinem Beschluss auch das weitere Verfahren und den Abriss der Palastruine festgelegt hat. Jeder der handelnden Personen war und ist bewusst, dass dieser Schritt Widerspruch hervorrufen musste. Und gleichzeitig ist auch allen Beteiligten klar geworden, dass nur eine Veränderung an diesem Ort die Voraussetzungen dafür schafft, sich dem Neuen zu öffnen. Auch wenn das für den einen oder anderen erstaunlich sein mag: Gerade das Wagnis des „leeren“ Ortes bringt die Chance mit sich, die historische Mitte Berlins von einem „Problem-Ort“ zu einem Zukunftsort zu machen.

Nicht nur wegen der Namensgleichheit darf in dieser Veranstaltung eine Bemerkung über das Kulturforum am Kemperplatz nicht fehlen. Auch hier haben wir es mit dem Umgang mit dem Erbe zu tun – allerdings in ganz anderer Weise. Das Kulturforum verweist gleich auf mehrere schwierige geschichtliche Frakturen: Auf die Pläne des Nationalsozialismus, ein Bürgerquartier durch städtebaulichen Größenwahn zu beseitigen, auf die Kriegszerstörungen, auf die Teilung der Stadt und schließlich auf das Westberlin in den Zeiten der politischen Selbstbehauptung. Gleichzeitig ist das Kulturforum ein Beispiel für die Schwierigkeit der Moderne mit dem nachhaltigen Städtebau. Das Kulturforum war im Sinne einer funktionalen Aufteilung der Stadtfunktionen geplant, als eine Art kultureller Insel inmitten der Stadt. Die Vorstellung war, hier bedeutende Kunst zu integrieren und die Kultur als öffentliche Aufgabe zu zelebrieren. Am auffälligsten manifestierte sich diese Planung in dem geplanten Bau eines Gästehauses, wo die Künstler als Gäste der Stadt aufgehoben und geborgen fühlen sollten. Die Vorstellung, Kultur vor allem als Staatsveranstaltung zu verstehen, sollte hier eine bauliche Form erhalten – eine Vorstellung, die der Gesellschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts ist jeglicher Weise zuwider läuft. Doch die eigentliche Schwierigkeit des Kulturforums war die Rückkehr des Ortes in die wiedervereinigte Stadt. Wo in den 60er Jahren eine der Stadt entrückte Leerstelle an der politischen Demarkationslinie zwischen West und Ost mit hohem Symbolgehalt bespielt wurde, hat sich heute mit dem Potsdamer Platz die urbane Nahtstelle Berlins etabliert. Die Frage nach der Rolle dieses Ortes kann städtebaulich wie kulturell nicht von seiner Umgebung gelöst werden. Es gibt heute kein Zurück mehr zum kulturellen Biotop, sondern nur eine neue Neubestimmung im Kontext der Stadt. Dieser Kontext muss sich auch in den Inhalten des Kulturforums widerspiegeln. Es liegt ja geradezu auf der Hand, dass am Kulturforum als zur Museumsinsel komplementären Ort auch die Kunst ihre entsprechende Rolle einnehmen muss – dies zu sagen ist notwendig, auch wenn die damit zusammenhängenden Entscheidungen nicht die Stadtentwicklung trifft. Jenseits der Frage nach der Nutzung des Ortes bleibt, dass die städtebauliche Situation, vor allem aber die Qualität der öffentlichen Freiräume dem Anspruch eines Kulturforums nicht annähernd gerecht wird. Es ging also – nach den jahrelangen Querelen, die jenseits der Frage nach der „richtigen“ Gestaltung immer auch Urheberchaften zum Thema hatten – um eine Qualifizierung des Ortes, die den hier angesiedelten Institutionen und Architekturen einen angemessenen Raum, ein „Forum“ gibt und gleichzeitig bauliche Ergänzungen zulässt. Diese Qualifizierung wurde in einem zeitaufwändigen und diskussionsintensiven Prozess mit Anliegern, dem Bezirk, Fachverbänden und Institutionen und vielen Einzelpersonen erarbeitet. Mir ist wichtig, dass über die Aufwertung der öffentlichen Räume hinaus mit diesem Konzept die Möglichkeit eröffnet wird, das private Kulturbetreiber an dieser herausragenden Stelle im Zentrum Berlins und in unmittelbarer Nähe zu weltberühmten Kultureinrichtungen tätig werden und mit der traditionellen staatlich-öffentlichen Kultur in einen Dialog treten können.

Wenn wir über die Innenstadt als dem „Magneten“ der Stadtentwicklung sprechen, dürfen wir dennoch nicht übersehen, dass Berlin eine Stadt ist, die zum einen dezentral organisiert ist und zum anderen über eine große Zahl unbebauter Flächen in zentraler Lage verfügt. Berlin hat Raum. Die zum Teil sehr großen, nicht genutzten, nicht bebauten, nicht beplanten Flächen sind ein räumlicher Spiegel der Geschichte und des Strukturwandels: aufgegebene Bahntrassen, Brachen in ehemaligen Industriegebieten, Baulücken in den Stadtvierteln der Gründerzeit, freie Flächen im Bereich des ehemaligen Mauerstreifens. Es sind Flächen in zum Teil prominenter Lage: das Gebiet am Hamburger Bahnhof entlang der ehemaligen Sektorengrenze und in Nachbarschaft zum künftigen Hauptbahnhof Lehrter Bahnhof sowie dem Bundeskanzleramt; der gesamte Bereich des

östlichen Spreeufer gehört dazu mit zahlreichen Industrie- und Technikdenkmälern bis hin zur Rummelsburger Bucht und weiter nach Schöneweide; oder der Flughafen Tempelhof, eines der größten Bauwerke und Baudenkmale weltweit. Diese freien Räume haben auch eine trennende Funktion in der Stadt. Sie bilden Barrieren zwischen den Quartieren. Sie verlängern die Wege. Wir müssen diese Räume wieder in die Stadt integrieren. Es müssen Wegebeziehungen aufgebaut und Stadträume verbunden werden. Und das tun wir mit Maßnahmen, die zunächst wenig kulturell daher kommen, wie mit dem „Programm Stadtbau West“, das wir gerade beginnen. Wer sich aber näher beschäftigt mit dem, welche Perspektiven zum Beispiel die Räume am Kreuzberger Spreeufer oder am Humboldthafen der Stadt anbieten, der versteht, dass hier die Chance besteht, neue und lebendige Stadt zu schaffen.

Die Teilung städtischer Räume ist in Berlin vor allem durch die ehemalige Sektorengrenze, durch die Mauer geprägt. Daher der Umgang mit dem historischen Grenz- und Todesstreifen, der die Stadt als Eiserner Vorhang während des Kalten Krieges teilte, ein besonders sensibles Thema. Wir erinnern uns: In den Jahren nach der Wiedervereinigung Berlins waren es viele, die – aus sehr verständlichen Gründen – proklamierten: „Die Mauer muss weg“. Jetzt wo die Teilung überwunden ist, so meinten sie, wollen wir ihre materielle Gestalt nicht als falsch verstandenes Kult-Objekt konservieren. Der Weg zu einem Konzept des Erinnerns war ganz zwangsläufig lang und schwierig. Dabei ist es keineswegs ein Makel, dass gerade diese Senatskoalition es geschafft hat, sich auf ein solches Konzept zu einigen. Es zeigt nämlich, dass Berlin nach der politischen wie rechtlichen und nach der baulichen Vereinigung nun auch dabei ist, kulturell und von dem Lebensgefühl der Menschen her wieder eine Stadt zu werden. Dabei birgt das Thema bis heute reichlich Konfliktstoff: Die Mauer als Denkmal, der Mauer als Hinderungsgrund für die Entwicklung von Infrastruktur – oder, das ist möglicherweise die bedeutendste Funktion: die Mauer als Touristenattraktion. Das Ergebnis aller Bemühungen ist, den ehemaligen Mauerverlauf im Sinne der Stadt, ihrer Geschichte und ihrer Bürger nutzen zu können. Wir besuchen heute die ehemalige Sektorengrenze für das Erinnern genauso wie als zum Radfahrweg oder zum Spazieren gehen. Der Mauerstreifen bildet künftig die Haupttrasse für einen Rundweg, der auch erhaltene Mauerabschnitte und Wachtürme einbezieht. Rund ein Dutzend markante Mauersegmente aus Beton sind bereits durch Eintragung in die Denkmalliste geschützt, ebenso drei Wachtürme. An der Bernauer Straße, wo der Mauerbau besonders dramatisch verlief, entstanden eine Gedenkstätte und ein Dokumentationszentrum, die zunehmend in die Innenstadt eingebunden werden. Dem dient auch eine neue Parkanlage auf dem Gelände des ehemaligen Nordbahnhofes, beiderseits eines langen Abschnitts der Hinterlandmauer, die bisher unzugänglich war. Eine neue Tramlinie wird die Verbindung zwischen Hauptbahnhof Lehrter Bahnhof und dem Prenzlauer Berg schaffen. Eine weitere Grünfläche am Spreeufer in Friedrichshain wird die Attraktivität der East Side Gallery steigern. Wie ein roter Faden wird ein Maueradweg entlang der früheren Grenze ausgebaut, um die Mauerreste und Erinnerungsorte zu verbinden und im räumlichen Zusammenhang erfahrbar zu machen. Weitere Erläuterungstafeln und zusätzliche Markierungen der früheren Grenzlinie auf den Straßen erleichtern zunehmend die Orientierung.

Ein weiteres prominentes leeres und doch für die Geschichte der Stadt zu bedeutendes Terrain inmitten der Stadt ist das Gelände des Flughafens Tempelhof. Dabei ist die Zukunft des berühmten Gebäudekomplexes aus den 30er Jahren sicherlich genauso wichtig, wie die Nutzung der eigentlichen Flughafenfläche, unsers innerstädtischen „Kühlschranks“, wo man sich über gemeinsame Ziele der Erhaltung oder Neugestaltung als „Wiesenmeer“ in der Metropole verständigen muss.

Ein erheblicher Teil der heute unbewirtschafteten freien Flächen stellt derzeit keinen wirklichen Vermögenswert dar, der zur Verwertung aktiviert werden könnte. Dennoch sind sie nicht vorrangig Problem, sondern vor allem Herausforderung und Chance: Zwischennutzung heißt ein Schlüsselwort, mit dem an immer mehr Orten Menschen als „Raumpioniere“ versuchen, der Stadt neue Facetten abzurufen. Das Experimentelle, das Suchen nach neuen Formen, um vergessene Orte zu reaktivieren und die Aneignung von Räumen zu ermöglichen, verbindet eine Vielzahl temporärer Projekte unterschiedlichster

Art: Da gibt es flüchtige, transitorische Ereignisse, die nur für den Augenblick im Stadtraum gastieren; anderswo „Platzhalter“, die so lange einen Ort besetzen, bis wieder eine Dauernutzung möglich ist. Es gibt auch ursprünglich zeitlich begrenzte Initiativen, die sich an einem Ort unverhofft weiter entwickeln bis hin zur Professionalisierung und so zur Standortentwicklung beitragen. Den improvisierten Anfängen, aus denen vor über zehn Jahren die sog. „Arena“ unter dem weitgespannten Dach eines Busdepots entstand, hätte sicher keiner eine Karriere vorhergesagt. Inzwischen ist sie als sehr gut nachgefragtes und privat betriebenes Veranstaltungslokal international bekannt. Das Provisorium hat sich als dauerhaft erwiesen, aber auch als wirtschaftlich tragfähig, und setzt sogar Impulse für die Umgebung frei. Die Zwischennutzung der ebenfalls denkmalgeschützten sogenannten Fabrik am Flutgraben, einem am vormaligen Todesstreifen gelegenen Industriedenkmal, das heute als Atelier- und Künstlerhaus dient, geht mittelbar auf die Pionierrolle der „Arena“ zurück, ebenso die Nutzung des Wachturms am Schlesischen Busch als Ausstellungsort. Der Stadtteil Oberschöneweide stellt bekanntlich ein einzigartiges Industriedenkmalensemble dar, darunter viele Fabriketagen und Produktionshallen, die im Gefolge des Mauerfalls und der De-Industrialisierung nur noch temporären Zwecken dienen. Ihre Eigentümer erhoffen sich jetzt durch die Ansiedlung der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft auf dem Gelände der Kabelwerke Oberspree (KWO) oder durch den Einzug einer privaten Kunstgalerie in die Reinbeckhallen neue Nutzungsimpulse oder gar eine bleibende Revitalisierung. Brachen und ungenutzte Räume sind Bedingung für Umstrukturierung. Zwischennutzungen, ja selbst vorübergehende Kulturevents, halten sie im gesellschaftlichen Bewusstsein, bringen sie wieder ins Gespräch. Das „E-Werk“, die zeitweilige Techno-Diskotheek im Abspannwerk Mauerstraße, zählt vielleicht zu den bekanntesten Zwischennutzern für ein hochkarätiges historisches Gebäude, das inzwischen auf gutem Weg zur Nachnutzung für die IT-Branche befindet. Ungenutzte Flächen und Gebäude bieten Zukunftsräume, Experimentierfelder für die Stadt.

Nicht zu vergessen das spektakulärste, und in der gegenwärtigen Diskussion herausragende Objekt einer Zwischennutzung: der Palast der Republik. Wie umgehen mit einem solchen Ort, an dem Berlin einst entstand und an dem die Brüche der Geschichte besonders deutlich zutage treten? Hier sind in der Tat „Zweifel“ an der aktuellen Auseinandersetzung angebracht. Wird hier wirklich noch um die Auseinandersetzung um die Geschichte des Ortes gestritten – oder doch eher um die Berliner Lust, schwierige Orte als sperrige Freiräume zu besetzen. Ist es wirklich ein Zeichen von Selbstbewusstsein, wenn man sich nicht traut, die Mitte der Stadt unbeplanbar zu lassen? Ich denke, dass der Deutsche Bundestag sehr verantwortungsbewusst und nach einem seriösen und dem Gegenstand entsprechenden Verfahren den Beschluss zum Humboldtforum gefasst hat. Der Weg zum Humboldtforum beginnt – mit einer Zwischennutzung. Und das ist auch konsequent. Denn erst wenn der Blick frei über die Fläche des Schlossplatzes zum Alexanderplatz und zu den Linden schweifen kann, wird auch der Blick in die Zukunft klarer werden.

Kein anderer Ort in Deutschland verkörpert die wechselvolle Geschichte und die Vorgeschichte dieser Republik eindrucksvoller als Berlin. Nirgendwo sind authentische Zeugnisse der Vergangenheit und lebendige Erzeugnisse der Gegenwartsarchitektur in vergleichbarer Dichte versammelt wie in Berlin. Nirgends wird der urbane und konservatorische Diskurs mit ähnlicher Leidenschaft, auch Heftigkeit, geführt wie hier. Die Geschichte und ihr Erbe sind nicht unbedingt immer ein Genuss und hinterlassen bisweilen notwendige Irritationen. Mit dem ehemaligen Reichssportfeld besitzt Berlin die wohl bedeutendste monumentale Sportanlage des 20. Jahrhunderts in Europa, aber auch ein weltbekanntes Zeugnis der NS-Zeit. Das Olympiastadion ist zu einem prägnanten Wahrzeichen der Sportstadt Berlin und der deutschen Geschichte geworden. Wie kaum ein anderes Monument ist das Olympiagelände mit Hoch- und Tiefpunkten der deutschen Politik- und Sportgeschichte des 20. Jahrhunderts verbunden. Wir haben gerade angesichts der Bedeutung, die das Olympiastadion heute wieder bekommen hat, die Pflicht zur kritischen und selbstkritischen Kommentierung dieses dunklen Kapitels deutscher Sport- und Architekturgeschichte.

Auch die sechs Welterbe-Siedlungen der 20er Jahre, die Berlin für die Nominierung bei der UNESCO angemeldet hat liegen in sechs Außenbezirken und repräsentieren ein Erbe von internationaler Bedeutung außerhalb der historischen Kernstadt.: „Falkenberg“, „Schillerhöhe“, die „Hufeisen-“ und die „Carl-Legien-Siedlung“ von Bruno Taut; die „Weiße Stadt“ von Otto Salvisberg; „Siemensstadt“ von Hans Scharoun, Ludwig Mies van der Rohe, Walter Gropius, Hugo Häring u.a.m. Hinzu kommt: Während die Schlösser und Gärten von Potsdam und Berlin oder auch die Bauten der Museumsinsel als kulturelle Sehenswürdigkeiten vor allem Besucher aus aller Welt in ihren Bann schlagen, bilden die angesprochenen Siedlungen zunächst einmal einen außergewöhnlichen Lebensraum für den Wohnalltag von Tausenden von Mietern und – neuerdings auch Eigentümern. Es ist auch diese soziale Qualität, die die besondere Bedeutung dieser Wohnanlagen ausmacht.

Berlin ist immer eine internationale Stadt gewesen, aber Berlin gibt zugleich Heimat und Vertrautheit. Groß-Berlin - 1920 aus 7 Städten und über 50 Gemeinden gegründet – lebt noch immer von seiner Dezentralität, von der Eigenständigkeit seiner Kieze und Quartiere. Quartiere sind die Stabilisatoren der sich ständig verändernden Stadt. Die Kennzeichen der Berliner Quartiere sind: Überschaubarkeit, der Zusammenhang von Wohnen und Leben, die Identifikation der Menschen mit dem Ort, der Heimat und Vertrautheit bietet. Diese Kennzeichen, die so etwas wie ein Gütesiegel für funktionierende Nachbarschaften sind, müssen wir bewahren. Aus diesem Grund ist für die Stadtentwicklung eine gezielte Quartierspolitik besonders wichtig. Dort, wo die Nachbarschaften in Gefahr sind, müssen wir handeln. Bildung, Ausbildung Beschäftigung und die lokale Wirtschaftsentwicklung sind die wichtigsten Hebel, um Menschen eine Perspektive zu geben. Der Zustand des Wohnumfeldes, des öffentlichen Raumes entscheidet darüber, ob Familien wegziehen oder bleiben. Alle Möglichkeiten für Migrantinnen und Migranten nutzbar zu machen, um ihre individuellen Lebenschancen zu verwirklichen, ist Voraussetzung für Integration. Aber auch das gilt: „Null-Toleranz“ für den Rückzug in ethnische Communities, wenn sie freiheitliche Rechte in Frage stellen oder die Chancengleichheit der Geschlechter behindern. Quartierspolitik heißt, vernetzt zu arbeiten. In der Quartierspolitik beweist sich, ob Verwaltung, Verbände und Institutionen, ob Unternehmen wie Kulturinitiativen über den Schatten ihrer fachlichen Enge hinausdenken können und in der Lage sind, gemeinsam Ziele zu benennen und Lösungen zu organisieren. Quartierspolitik wird durch Verfahren wie das Quartiersmanagement unterstützt. Diese Verfahren haben inzwischen einen guten Ruf weit über Berlin hinaus. Doch die Perspektive der Quartiere liegt nicht in der ständigen staatlichen Fürsorge. Quartiere sind vielmehr Orte, deren Entwicklung von den Menschen, die dort wohnen, getragen wird. Wir wissen aus unseren Erfahrungen mit den Quartiersfonds, dass die Bürgerinnen und Bürger sehr gerne wirklich entscheiden wollen, und zur Übernahme von Verantwortung auch in der Lage sind. Das Engagement und die Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern ist ein Kernanliegen demokratischer Gesellschaften. Die wichtigste Erfahrung des Quartiersmanagements ist, dass Bürger dann bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, wenn sie auch wirklich entscheiden können.

Berlin liegt im wiedervereinigten Deutschland in Reichweite der neuen EU-Mitgliedsstaaten. Die Erweiterung der Europäischen Union bietet deshalb vielfältige Chancen für die Region Berlin-Brandenburg. Sie rückt nun nicht nur geografisch wieder in den Mittelpunkt. Insbesondere die Stadt Berlin spielt eine besondere Rolle im wachsenden Europa. Das liegt auch daran, dass die Teilung der Stadt und die Kenntnisse, die viele Ost-Berliner verbindet, Berlin als Ort des besonders intensiven Austauschs zwischen Ost und West prädestiniert. Stettin als unmittelbarer Nachbar, Danzig, Posen und auch Breslau: Das sind alles Städte, die viel näher bei Berlin liegen, als Frankfurt, München oder Köln. Für die Metropolenregion Berlin sowie die Grenzregionen gibt es also vielfältige Ansatzpunkte, aus ihrer geographischen Lage Vorteile zu ziehen als Scharniere, Gateways und Brückenräume zu Mittel- und Osteuropa. Vielfach wird diese regionale Situation allein unter dem Blickwinkel des Ökonomischen gesehen. Zu unrecht, wie ich meine. Entfernungen spielen in wirtschaftlicher Hinsicht heute eine weitaus geringere Rolle als früher. Die eigentliche Frage muss heute umgekehrt gestellt werden: Wird der Austausch zwischen den Menschen hier und dort so wichtig, dass er auch in wirtschaftlicher Hinsicht interessant wird? Dabei spielen sicherlich funktionsfähige Eisenbahnlinien,

Autobahnen und die touristische Infrastruktur eine zentrale Rolle. Dabei. Wann werden wir zum Beispiel mit der Bahn oder dem Auto in das nicht einmal 300 km entfernte Breslau schneller kommen als mit dem Billigflieger nach Neapel? Doch viel entscheidender wird sein, ob es wirklich gelingt, dass die Menschen hier bei uns „den Blick nach Osten wenden“ und die weiter westlich ausgerichtete EU in ihrer kulturellen Substanz verändert wird.

Berlin ist eine Stadt, die von und in ihrer Internationalität lebt. Und das meint nicht nur die vielen Nationalitäten, die in Berlin zusammen leben. Berlin ist eine Stadt die in ihrer näheren Umgebung keine anderen großen Städte oder Ballungsräume hat. Und doch kommen nach Berlin immer mehr interessierte Besucher – sei es touristisch oder geschäftlich von weit her, immer mehr aus Übersee, um hier Dinge zu finden und zu entdecken, für die die Stadt inzwischen wieder gerühmt wird. Das sind vor allem kulturelle Attraktionen, um die es hier geht – von denen ich Ihnen nichts im Detail sagen muss, weil Sie diese selbst am besten kennen. Es ist auch zunehmend das Interesse an Kunst gewachsen, und wie wir spätestens seit dem diesjährigen „Artforum“ wissen, ist bei sehr renommierten Sammlern das Interesse gewachsen, Kunst zu kaufen. Wichtig für die Entwicklung Berlins scheint mir in diesem Zusammenhang, dass wir mit der Entfaltung unserer kulturellen Schätze erst am Anfang stehen. Berlin hat einen kaum übersehbaren Zahl an Archiven, an Exponaten und Sammlungen. Es ist ein Schatz, den wir aus eigener Kraft zur Zeit kaum bewältigen können, der aber für die Zukunft einer Kulturmetropole von höchstem Interesse ist. Dazu brauchen wir Verbündete. Verbündete, die auch über das notwendige Engagement und auch über die notwendigen Mittel verfügen. Berlin ist geprägt davon, dass große Teile des Bürger- und Unternehmertums von den Nationalsozialisten verfolgt und ausgelöscht wurden. Diejenigen, die überlebt hatte, fanden in der DDR keinen Platz, eine Nachhut verließ das ummauerte West-Berlin in den 60er Jahren. Berlin braucht einen Neuanfang des Miteinander und des gemeinsamen Engagements. Dies ist heute keine Frage mehr, die wie früher die „bürgerliche Klasse“ unter sich ausmacht. Bürgerschaftliches Engagement ist heute eine Herausforderung an alle engagierten Menschen und Organisationen der Stadt. Stadtentwicklung hat in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Sie kann einen Beitrag leisten, indem sie die Auseinandersetzung um die Zukunft der Stadt nicht dem Gerangel der Interessen überlässt, sondern zum gemeinsamen Thema, zur gemeinsamen Aufgabe macht.

Die Städte waren entscheidend für die Herausbildung der heutigen Gesellschaft, ihre Entwicklung wird über die Zukunft entscheiden. Dabei geht es darum, ob die Städte im Prozess der Globalisierung nur Objekte des ökonomischen Geschehens bleiben, oder ob sie in der Lage sind, Handlungsspielräume zurück zu gewinnen. Die Stärke der europäischen Stadt war stets ihre Fähigkeit, ihre Bewohner zu Trägern der „polis“ zu machen, die städtische Gemeinschaft in den Mittelpunkt zu stellen und die Individualinteressen dem gesellschaftlichen Interesse zu unterstellen. Die Wiedergewinnung der Stadt als Lebensort ist eine der wichtigsten Herausforderungen, denen sich Stadtentwicklung heute stellen muss. Eine Voraussetzung für die Bewältigung dieser Aufgabe ist, Kultur und Stadtentwicklung in einen Zusammenhang zu stellen. Eine zweite Voraussetzung ist, die Menschen zu gewinnen, sich für ihre Stadt zu interessieren und sie als „ihre“ Stadt zu begreifen. Das Bild der Stadt, die kulturelle Identität, die Wiedererkennbarkeit von Orten und städtischen Situationen, ist gerade in den Zeiten der globalen Vereinfachung eine Existenzfrage für die Stadtentwicklung geworden. Berlin hat gute Voraussetzungen, sich in der Bewältigung dieser Herausforderung zu bewähren.